

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen

Band: - (1949)

Artikel: Über den Wert des St. Galler Manuskriptes Hohenheims (Consilium Russinger) für das Studium der paracelsischen Ursprache

Autor: Strelbel, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947899>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ÜBER DEN WERT DES ST.GALLER MANUSKRIPTES
HOHENHEIMS (CONSLIUM RUSSINGER) FÜR DAS STUDIUM
DER PARACELSISSCHEN URSPRACHE

J. Streb

PARACELSIUS UND DIE OSTSCHWEIZ.

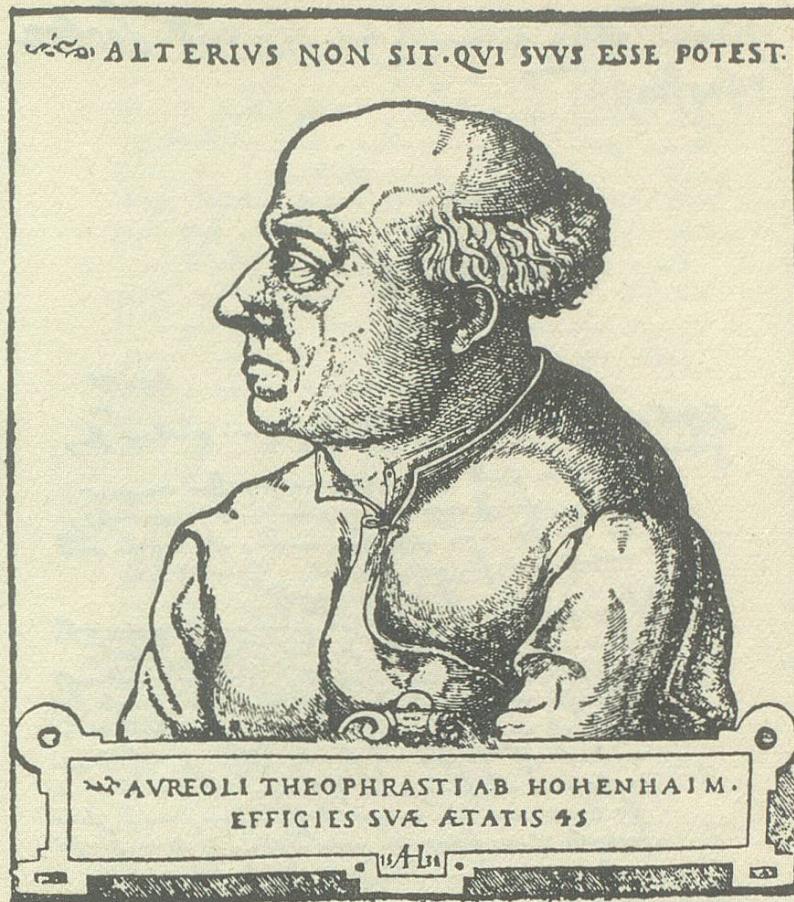
Originalschriften aus Paracelsi Hand sind keine mehr vorhanden außer wenigen Konsilien, Briefen und Rezepten. Die große Paracelsische Originalschriftenmasse, die Hohenheim selbst im Wittelsbacher Schlosse Neuburg an der Donau deponierte, wo sie in Hans Kilian einen verständnisvollen Betreuer fand, der sie als Autographa teilweise kopieren ließ, wurde Ende des 17. Jahrhunderts auf obrigkeitlichen Befehl nach Düsseldorf verschickt, wo sie das von Paracelsus vorausgeahnte Schicksal der Vernichtung durch Feuer erfuhr. Gleiches erlebte ich vor wenigen Jahren, als mir ein Student wertvolle Paracelsusbücher brachte, die er dem ihnen vom Vater wegen der kabbalistischen Zeichen zugedachten Feuertod entreißen konnte. Um so wichtiger sind uns die überaus seltenen Handschriften Hohenheims, wie sie uns im Konsilium für den Fürstabt von Pfäfers, Johann Jakob Russinger, vom 31. August 1535 vorliegen, welches das sogenannte Pfäferser Archiv der Stiftsbibliothek St.Gallen verwahrt. Solche Dokumente vermitteln uns allein eine Vorstellung der Paracelsischen Ursprache, die ein derbes Alemannisch-Schwäbisch gewesen ist. Denn die Schülernachschriften sind ohne Originalwert; das in späteren Abschriften Überlieferte ist es noch weniger. Huser, der erste Gesamtherausgeber (1589/91) wählte bereits eine für das 16. Jahrhundert gemäße normalisierte Schreibweise.

Sudhoff, der ursprünglich Germanist werden wollte, rekonstruierte für die «Sämtlichen Werke» eine eigene «paracelsische Orthographie», die er im ersten Band begründet hat. Für die Zollikofer-Edition¹ konnten wir diese schwerfällige Schreibweise unmöglich übernehmen, sondern mußten eine besser zugängliche Fassung wählen, die leicht anspricht, unmittelbar wirkt, trotzdem aber bei Ausschaltung alles Weitschweifigen und Unwesentlichen Treue für Wortbild und inneren Sinn zu wahren sucht.

In keinem Schriftwerk können wir die Ursprache Hohenheims sowie seine Handschrift genauer studieren als in diesem in St.Gallen verwahrten Konsilium für den Abt J. J. Russinger, das erstmalig in den Paracelsus-Forschungen von Sudhoff 1889 besprochen wurde. Der erste schweizerische Paracelsus-Biograph, Prof. P. R. Netzhammer, hat von den Blättern 401 und 402 des Tom. XXVII vom obigen St.Galler Archiv ein Faksimile machen lassen, das er als Probe von Hohenheims Handschrift S. 51 in seiner Biographie 1900 reproduziert. Leider wird nur der Anfang des Konsiliums ediert, wie auch im IX. Band Sudhoffs, wo in meiner Ausgabe die auf S. 33 versprochene Tafel «als Probe des Anfangs der Originalaufzeichnung» überhaupt fehlt. Deswegen ließen wir ein neues Faksimile anfertigen, das hier reproduziert wird. Wenn Sudhoff in seinem IX. Band, S. 31, schreibt, daß er den Text über das Bad Pfäfers einem Frühdruck, für deren Nachdrucke die Betriebssamkeit der Badverwaltung immer wieder sorgte, entnommen habe, «unter Wahrung der schweizerischen Form der Worte in gegebenen Grenzen», so sind wir doppelt froh, einmal ein unverwässertes Konsilium innert Paracelsischen Grenzen studieren zu können.¹

¹ Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus: Sämtliche Werke in zeitgemäßer Kürzung. Verlag Zollikofer & Co., St. Gallen, in sieben Bänden.

¹ Reproduktion der Handschrift aus Bd. VI (Zollikofer) S. 208—221.



Paracelsus im 45. Lebensjahr

(Originalstich von Augustin Hirschvogel, 1538 — Reproduktion aus dem Kölner Rosenkreuzerdruck Byckmanns Erben, 1566)

In keinem Schriftwerk können wir die Ursprache Hohenheims sowie seine Handschrift genauer studieren als in diesem St. Galler Konsilium, das in der Schweiz geschrieben, nie von einem deutschen Kopisten verwässert, verbalhornt oder sogar fehlinterpretiert worden ist. Solche Fehlinterpretationen besonders deutscher Kopisten kommen auch heute noch vor. Um eine drollige unserer Tage zu melden, wähle ich die Stelle aus dem Konsilium für einen Unbekannten, wo Huser, V. Band, Seite 117, schreibt: «Nicht Schlafrünk thun/kein Abendürthy», was B. Aschner in

grilin fize min/g h, vñ doctor
thesfeñu .

the family

Wise / 115

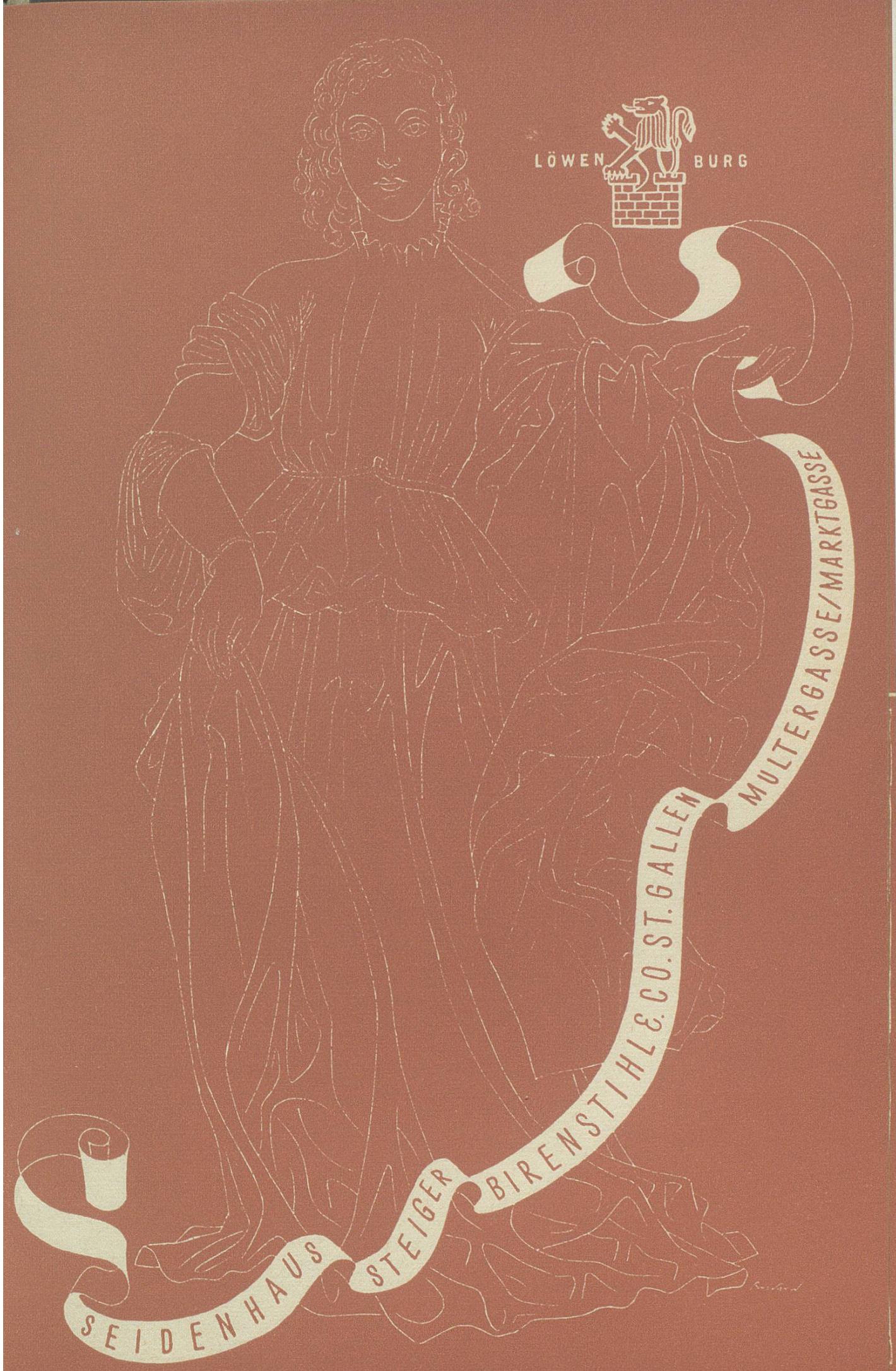
*Faksimile des Konsiliums für den Abt J. J. Russinger, St. Gallen
(S. 58, 59, 60)*

Band II, 473, folgendermaßen falsch-komisch übersetzt: Ihr sollt keinen Schlaftrunk einnehmen und abends nicht auf Abenteuer ausgehen! Abendürthy bedeutet auch nach J. Grimms Wörterbuch ein abendliches Zechgelage. Jermias Gotthelf gebraucht es zum Beispiel in seinem «Bauernspiegel» als Post-hoc-propter-hoc-Ausdruck für Zechenrechnung. Auch heute ist die Ürti im bernischen Emmental noch gang und gäbe für die Begleichung der Zechen-

3 in Adelshofen, sind die Leute sehr froh und sehr
auf beiden Seiten froh, und der Herr von M.,
Knappe, zum Leiter der Polizei der Bezirk
der Stadt, kann nicht ohne einiges Durcheinander
dagegen die Leute, und holt in Zeit
ein und aus, und rädet den Leuten als
der Herr von M., auf die Straße die die
Leute auf dem Dorf, S. Gottsch und Leuthe
und viele andere, das werden der Grund in
der Hölle sein, Sonntag feste und viele auf
dem Lande unterwegs sind, Sonntag nach
Mittag 1814 sind sie sehr mitt,

It is however made up
of the following parts
in the
order of weight
1. the
Dynamometer
2. the
opener and lever and the usual
ways by Dr. C. in which the
mechanism of the spring goes off will affect this
but in our hands and we do
the best possible selection, and taking
form, weight in hand, we expect it will
be a very good and it has been
constructed of light and fine
and well
in winter it is hard and it is good enough

rechnung: Gämm mer d'Ürti; während dieser Ausdruck im bernischen Oberland nicht mehr heimisch ist, jedoch wieder im Kanton Schwyz auch heute noch wie zu Paracelsi Zeiten. Das heute noch verschiedenenorts in der Schweiz gebräuchliche Abend-Ürti übersetzt also der heute in Neuyork lebende verdienstvolle Wiener Paracelsist B. Aschner mit «am Abend auf Abenteuer ausgehen»! Ebenso wenig verständlich war ihm das Wort «Keib», aus dem er ein unverständliches, ägyptisch-kabbalistisch klingendes Kteb fabriziert, wozu er bemerkt: unverständlich, während





Ausrüster aus alten Zeiten

Heute macht man das wirksamer und einfacher mit
einem guten Inserat in einer guten Zeitung durch

PUBLICITAS AG.

Inseratenannahme für alle Zeitungen der Schweiz und des
Auslandes zu Tarifpreisen



Das Edle macht immer Freude

RICHARD BOLLI

GOLDSCHMIED

MULTERGASSE 20

ST. GALLEN



Das erste Glas wurde von den Ägyptern 2500 v. Chr.
gegossen

Ein langer Weg bis zur modernen Fensterfabrikation

JEAN SEEGER FENSTERFABRIK UND SCHREINEREI ST.GALLEN

Teufener Straße 118, Telephon (071) 27179

H. Österwalder

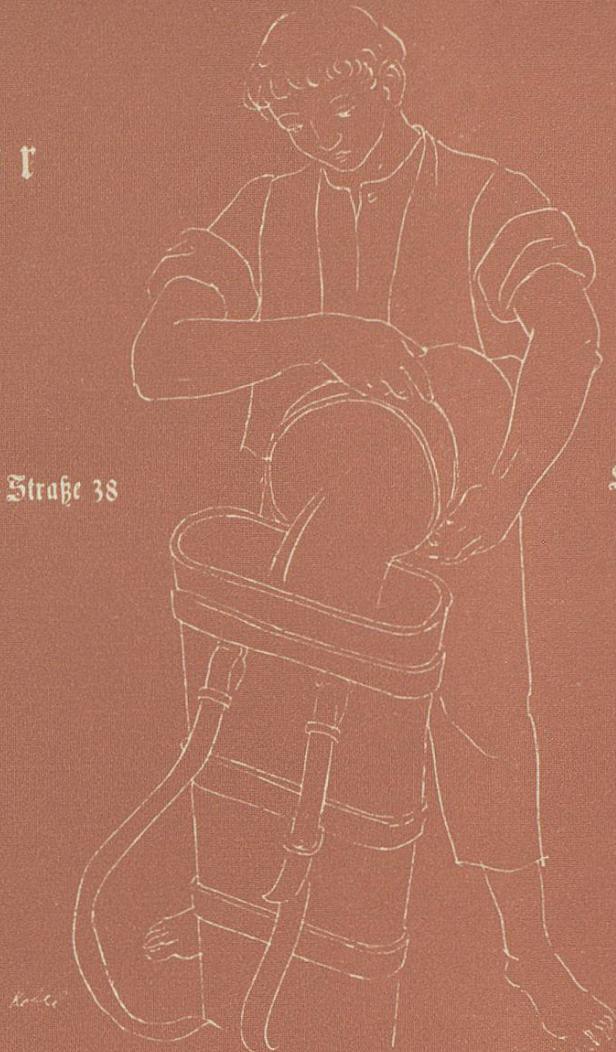


Buchbinderei Haldenstraße 11 St. Gallen

Friß Küffer

Käse- und Butterhandlung Zürcher Straße 38

Langgasse 54



OTTO TRÄBER BUCHBINDEREI

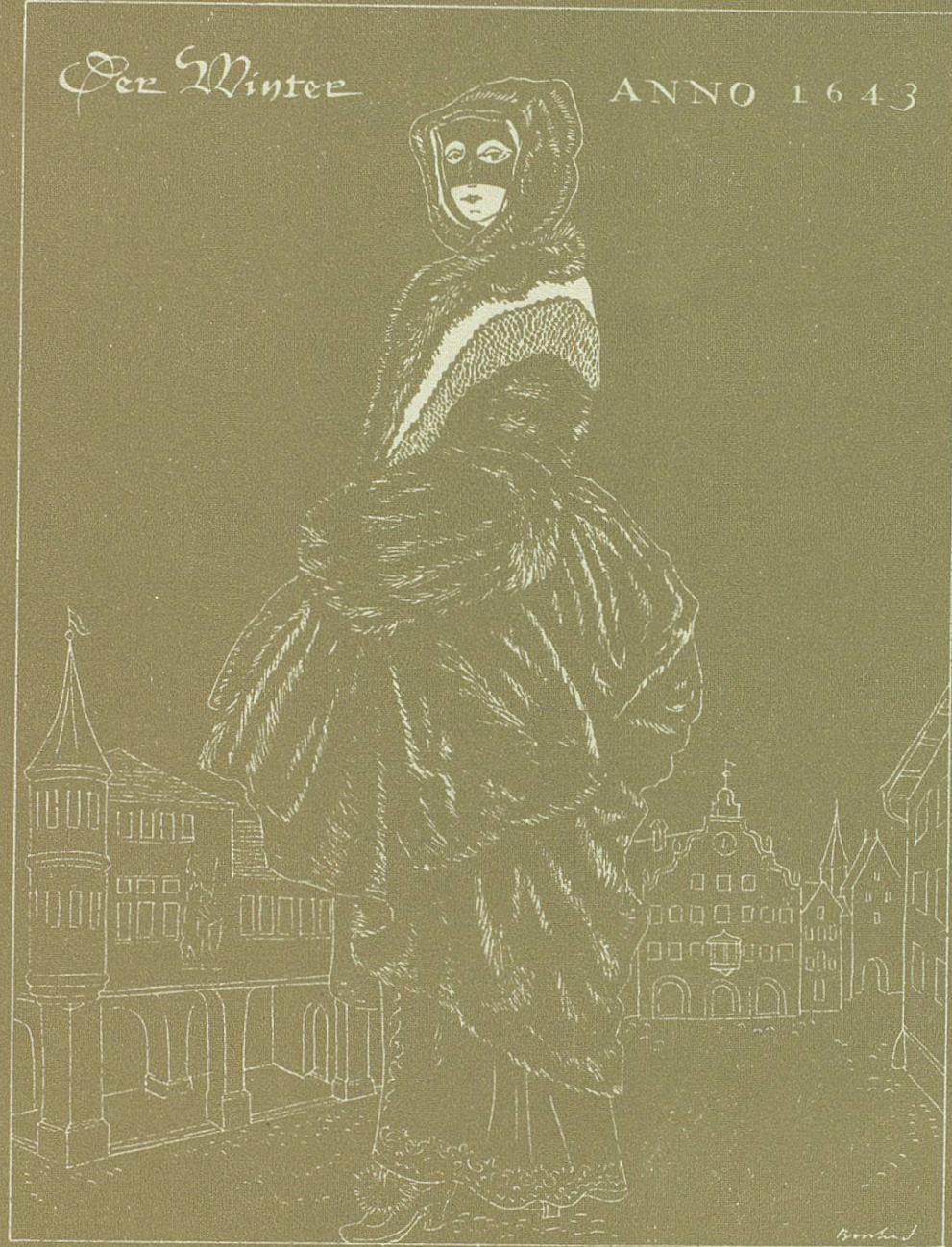
Das schöne Buch, St. Galler Tradition

Verlags-, Sortiments-, Geschäftsbücher Luxusbände Einrahmungen

ST. GALLEN VADIANSTR. 19 TEL. 25727

Der Winter

ANNO 1643



Bonhag

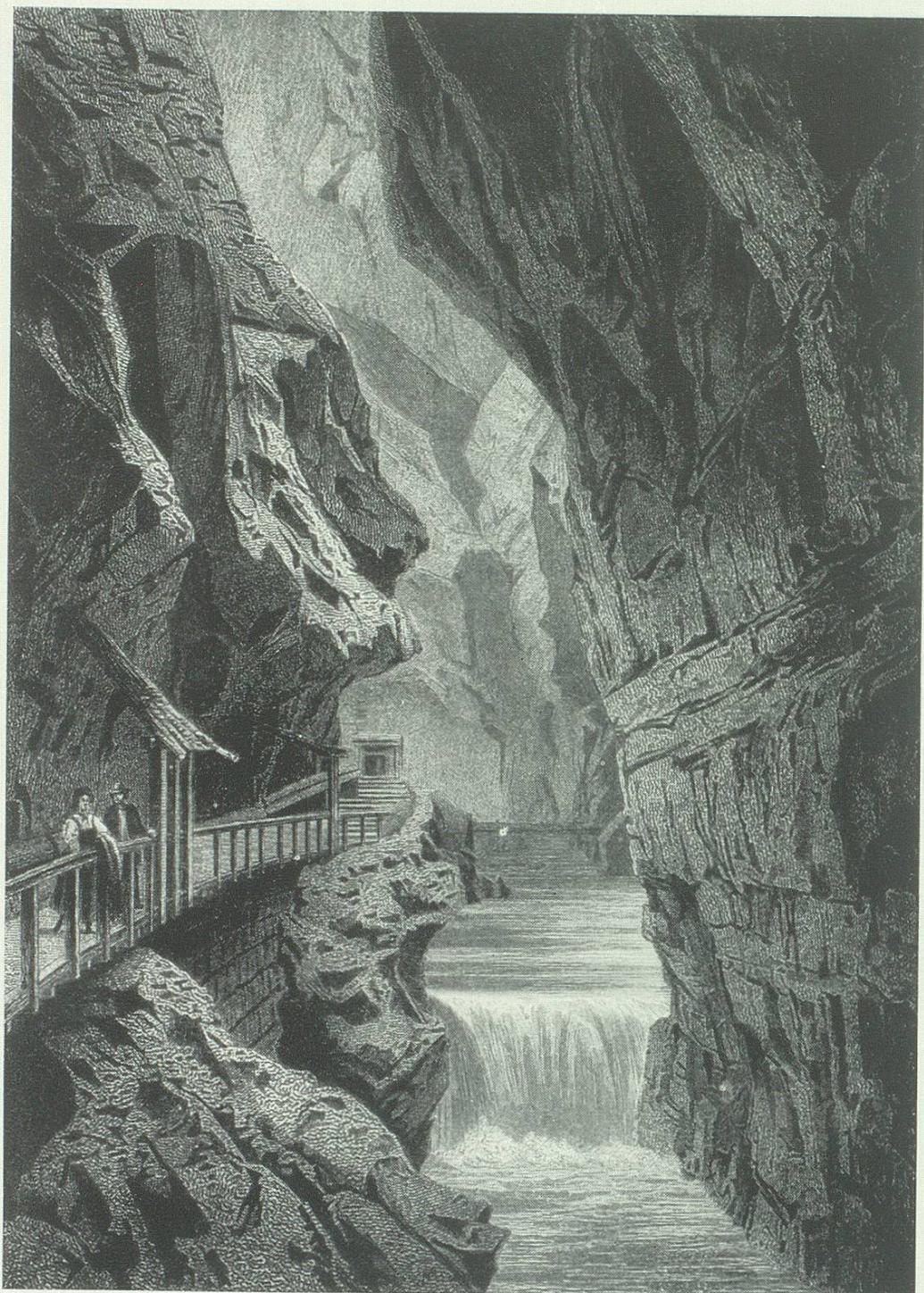
V O C K A

PELZWAREN

M A R K T G A S S E 20



Besticken und Ausschneiden der Leinwand (Nach Aquarell von D. W. Hartmann)



Der Taminaschlund und die neue Quelle bei Pfäfers (1865)

er zu unserem Wort «Drotti» gleich Mosti oder Kelter hinzufügt: nicht eruierbar. Im gleichen Abschnitt, den unser VI. Band enthält, wo diese Fehlinterpretationen nachkontrollierbar sind, bringt Aschner ein Rezept, das Paracelsus mit Recht lächerlich machen würde, wenn Aschner nicht eben auch hier falsch übersetzt hätte, da er schreibt: Nimm Warzen von Roßhufen. Nachforschungen auch in den lateinischen Texten ergaben: Nimm Wurzen von Petasites L (Pestwurz), welche Pflanze noch heute bei uns mit Roß-Huebe bezeichnet wird. Ebenso wenig verstanden hat Aschner das «mon im bruch», was er mit «Mond im Bauch» überträgt, während der Urtext Mond im Bruch, das heißt im Abnehmen bedeutet. Über solche Fehlinterpretationen, die Paracelsus ungewollt der Lächerlichkeit anheimgeben, könnte man ein eigenes Libell schreiben!

Wir haben also in der St. Galler Handschrift Hohenheims das einzige größere unverfälschte Dokument, das objektive analytische Studien über die Paracelsische Ursprache garantiert. Eine größere Abhandlung hierüber habe ich im Schweizerischen Archiv für Medizingeschichte, in dem leider viel zu wenig bekannten «Gesnerus», veröffentlicht, woraus ich hier kurz die Hauptdaten entnehme, die auch in unserem VI. St. Galler Band, Seite 207 ff. skizziert sind. Die Analyse bezieht sich besonders auf sein Schweizerdeutsch, das leicht österreichisch gefärbt ist. Diese Ostfärbungen sind aber Ausnahmen. Die schwyzerische Jugendsprache ist dominant geblieben, wie folgende Beispiele dartun: kelti, houpt, all jor, zwei mol, nü-en mon, arzny innemen, min win, doruf, stund statt stunden, ein erbsbrü on salz und schmalz, uf das wermist, erliden, dowig gleich däufig, o-uch, zit, zedeli, al nacht, bo-umnuß, de winter us, houptfluß, de nechste meien, krütter, kabiskrut, ruebe, brotte schnitten, doruf oder druf, iez, wiß, in mosts wis, henken, stuck, sek-

lin, lebern, lib, recholterberi, negeli, muscatpluest, schla, abwexle, sumer, al jor ouch einmol, uf der site do die huft we dunt, nach altem bruch, nit, spis, schwinifleisch. Ziger übersetzt Dittel falsch mit Ziegenkäse. Typisch schweizerisch sind auch: gilgen, verschumt statt verschäumt, bhalten usw. Österreichisch klingt der O-Ersatz für A, wie oder lessin (Aderlassen), lossen machen, geton, moß, Eur Gnoden usw. Die Sprach- und Klanganalyse ergibt also eine ausgesprochene Dominanz des Schweizerdeutschen als Jüngendsprache mit leichter Ostfärbung, wie man in Wien, Graz, Klagenfurt spricht: Eur Gnoden, ein moß usw. Nachträglich sei noch zu obiger Stelle «Ziger schatt nütt» bemerkt, daß auch Prof. Sudhoff bei seiner Übertragung ein Fehler unterlaufen ist, indem er schreibt: «Ziger schadet mit», während es im Original nütt heißt.

Auch die Analyse der Schrift ist interessant: sie ist kräftig, energisch, zusammenhängend, strebt weder in die Höhe noch in die Tiefe, ist also realistisch betont. Gelegentlich schwingt sie, wie im dritten Absatz der ersten Seite, kräftig nach außen, wobei sie Merkmale eines ausschlagenden Vollblüters zeigt. Das Z ist charakterisiert durch das Drachmenzeichen seiner Rezepte: z; siehe unsren VI. Band, S. 84. Erstaunlich schwungvoll gebärden sich die Absatzmajuskeln der dritten Seite, die wegen des Rezeptes eine Auflockerung des realistisch-exakten Schriftbildes aufweist. Interessant ist auch die Tatsache, daß die deutschen Buchstaben oft mit lateinischen durchsetzt sind, wie in Latwerge. Wenn vollends die lateinischen Buchstaben benutzt werden, wie im untersten Satz der dritten Seite, so ist die Schrift nicht mehr kurrent, zusammenhängend, sondern unterbrochen: der Gänsekiel wird gleichsam als Pinsel zum Malen der Zeichen benutzt, was auch bei der typischen Unterschrift *theophrastus* erkennbar ist. Dieses wertvolle St. Galler Manuskript sollte einem zünftigen Graphologen zur weiteren Ana-

lyse unterbreitet werden! Ohne weiteres ergibt die Schriftanalyse des Jahres 1535, daß Paracelsus mehr Realist als Mystiker war. Wenn man ihn philosophisch etikettieren will, könnte man ihn als mystizierenden Realisten bezeichnen. Biochemischer Realist war er in der St.Galler Para-Zeit, mystizierender «Astronomus» hingegen, als er im Appenzellerland theologische Abhandlungen zur Abendmahlslehre schrieb. Immer aber illustrieren seine männlichen Schriftzüge die Goetheschen Grabsteinverse: Dieser ist ein Mann gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein!

Viermal wollte sich der Peregrinus Paracelsus, wie er sich selbst bezeichnet, seßhaft machen: 1524 in Salzburg, aus dem ihn seine Sympathien zum G. M. (gleich gemeinem Mann, wie er in einem Tartarusfragment schrieb) und der Bauernaufstand vertrieben; hernach 1526 in Straßburg, wo er Ende Dezember Burger wurde, von wo ihn der Ruf als Stadtarzt und Professor nach Basel weglockte. Doch auch von dort vertrieben ihn gar «räße Winde», wie er im Vorwort der St.Galler Tartarusschrift notiert. Mit Peuckert bin ich der Ansicht, daß sich Paracelsus in St.Gallen dauernd niederlassen wollte, zumal er den reichen Großkaufmann Schowinger an seiner Seite wußte, der ihm eine alchimistische Kuchen einrichten und ihn porträtiieren ließ. Doch zeigte ihm der Galeniker Vadian die kalte Breitschulter: einen Reformer hätte er wahrscheinlich genehmigt, nie und nimmer einen Revolutionär, der die Geschichte der Medizin gleich vom ehrwürdigen Altertum in die Neuzeit mit Überspringung des Mittelalters hineinzulotsen bestrebt war. Solches konnten nur unbequeme Revolutionäre wagen. Zudem hatte sich der Hohenheimer mit seinen zahlreichen theologischen Schriften und Disputaten erneut nach dem Umschwung der Kappeler Kriege in Dornen und Disteln gesetzt. Für den Kompromittierten war wiederum kein Bleiben. Wieder hieß es wandern: «All-

zeit bin ich ein Peregrinus gewest », der Ende 1533 von der Ostschweiz durchs Vorarlberg ins Inntal bei Schwaz weiterwanderte, wo er wie in der Jugendzeit als Metallurge arbeitete. In Notdurft kommt er 1534 in Sterzing an, das damals eine reiche Handelsstadt war durch die Bergwerke im Mareiter Tal. In sie kehrt der abgerissene, erneut vertriebene Pilgrim und Wandersmann ein. «Zween Gebrechen hatte ich an mir an diesem Ort: meine Armut und Frommheit. Die Armut ward mir ausgeblasen durch ihren Bürgermeister, der etwan zu Innsbruck die Doktoren hat gesehen in seidenen Kleidern an den Fürstenhöfen, nit in zerrissenen Lumpen an der Sonnen braten; jetzt ward die Sentenz gefällt, daß ich kein Doktor wäre (trotz seiner dem Stadtrat gewidmeten Pestschrift). Der Frommheit halben richtete mich der Prediger und der Pfarrer aus (wie weiland anno 1527 in Zürich Bullinger), weil ich der Venus kein Zutitler bin, auch mit nichten diejenigen liebe, die lehren, was sie selbst nit tun. Also ward ich in Verachtung abgefertigt, doch nit vom Gemeinderat (sondern vom selbstherrlichen Bürgermeister) ». Sein berühmtes Pestbüchlein, das wir im Anschluß an seine Gewerbehygiene, die erste Monographie der Weltliteratur über dieses wichtige Thema, logisch und chronologisch richtig im Zollikofer-Band edierten, wurde also vom Bürgermeister abgewiesen. Ein Sterzinger Kind, der Paracelsist Toxites (Michael Schütz), hat es später gefunden und erstmalig ediert. Wichtig ist für uns hier sein Bekenntnis über die Geistlichen beider Konfessionen, die ihn mit Verachtung abfertigten. Also hatte Paracelsus auch hier nicht unterlassen können, wie in St.Gallen und Appenzell seine Lehren vorzutragen als «der Heyligen Schrifft Professor», wie er sich seit der Appenzeller Einödzeit schreibt. Sein religiöses Suchen und Schriftstellern lebte eben in ihm und verlangte nach Mitteilung und werktätigem Christentum, nicht im Sinne der

«Mauerkirche», sondern der Urpfingstgemeinde. Sehr scharf wird immer wieder in seinen theologischen Schriften die «katholische» Kirche von der verweltlichten «römischen» unterschieden. Immer suchte Hohenheim die wahre Kirche des Pfingsttages der Apostel (Peuckert). Im Traktat *De secretis secretorum theologiae*, sehr wahrscheinlich geschrieben 1533 im Appenzellerland, ergänzt er die Klage von den «Hundsketten», die ihn in der Ostschweiz arg bedrückten: «Hinderung war mir, daß ich in großer Armut erzogen und aufgewachsen bin, daß meines Vermögens nit gewesen ist meinem Gefallen nach zu handeln. Viel Widerwärtigkeiten sind mir zugestoßen und niemand ist da gewesen, der mir hätte Rücken und Schirm gehalten. Denn die viel seltsame (dämonische) Art der Menschen hat mich schwer gejagt, getadelt, gehindert und unwert gemacht, daß ich nit viel Ansehen gehabt habe vor den Menschen, sondern Verachtung; denn meine Zung ist zum Schwätzen nit gerichtet, sondern allein zum helfenden Wirken. Das hat geursacht, daß ich bei den Logicis, Dialecticis, in der Arznei und Philosophie und Astronomie nichts hab golten. Auch ihrer Pracht, Pomp und schöne Red bei den Fürstenhöfen und vor den Reichen, denen ich gar nit gleich gewesen bin, also verlassen blieben bin. So hat mich auch groß gepeinigt der Pflug meiner Nahrung. Noch ist das alles das wenigst gewesen über das, daß ich andern hab Gutes erwiesen und hätte ein Schloß auf sie gebaut und bin ihnen am wenigsten, in Wert eines Steines, gewesen. Doch die größte Ursach, die mich gehindert hat zu schreiben, ist, daß ich nit für einen vollmächtigen Christen bin geachtet worden, was mich hart betrübt hat. Wider mich stand ein Hauf, der gesagt hat: du als Laie und Bauer und gemein Mann sollt von den Dingen nit reden, was die Heilige Schrift betrifft, sondern uns zuhören, was wir dir sagen. Da hab ich mich fast nit rühren mögen, denn sie waren

groß vor der Welt; hab es müssen dulden als einer, der unter der Stiegen hat liegen müssen. Jedoch so ich gelesen hab den Eckstein der Christenheit und der andern Predigt und Disputationes, so ist es gegeneinander gewesen wie ein Müller und Köhler (schwarz und weiß) . . . Sie richten sich selbst einander und schänden einander als Antichristen, Widerchristen, Ketzer und sind vier Paar Hosen eines Tuches . . . Welcher kommt wider euch und sagt die Wahrheit, der muß sterben.» Ein apostolisches Christentum war also des unrastigen Suchers Ziel, das auf Kenntnis des Ecksteines Christus und in praktizierender Liebe beruht, nicht nur in Zeremonien. Nicht Mauerkirche, sondern werktätiges Christentum mit einer Priesterschaft der Erleuchteten, zu denen sich der verachtete Paracelsus als der «Heyligen Schrifft Professor» auch öffentlich zählte. Da er den Unterschied der Sekten und der Bibel gesehen und besonders auch im paranoischen Wiedertäufertum in St. Gallen erlebt hat, «da hab ich den christlichen Eckstein (Bibel) vor mich genommen. Da ich denn gefunden hab, daß im Laien, im gemeinen Mann, im Bauern die Vollkommenheit christlichen, seligen Lebens am meisten wohnt, bei den andern (Hochmutsnarren) gar nit.» Als Erniedrigter und Getretener wendet sich Paracelsus immer wieder den Erniedrigten zu, im Gegensatz zum Zeitgenossen Seb. Franck, der den «Herr Omnes» verachtet. So lehrte Hohenheim seine «amici et sodales» im Appenzellerland ein soziales werktätiges Christentum im wahren Sinne des «Ecksteines». Er bittet seine Freunde, seine Schriften geheim zu halten, «denn ihr wißt alle, wie die Ärzte von den Pfaffen verschmäht werden und von den Predigern. So aber will ich von ihrer Hoffart unangetastet sein. Einige wenige kommen zwar zu mir und ich zu ihnen, die nit gar so ungeschickt wären, so sie nit an der Hundsketten gebunden lägen. Grüßt mir meine Gesellen und Gönner. Ich

weiß nit, wohin ich werd wandern, so ich meine Kranken
(im Appenzellerland) werd abgefertiget haben. Gegeben
zu P-p- am Montag nach Ascensionis Di im 33». Die Ort-
schaft oder der Weiler P-p- ist bis jetzt leider nie enträtselt
worden, obwohl dies für die Paracelsus-Forschung sehr auf-
schlußreich wäre. Wer kann hierüber Auskunft geben?

Daß sich ein solcher unabhängig-kritischer Kopf immer wieder zwischen «Stühl und Bänk henken» mußte und nirgends Rast noch Bleibe fand, ist aus diesen wichtigen ostschweizerischen Selbstzeugnissen klar ersichtlich. Von der Ostschweiz, wo er in Hundwil u. a. Zeuge war, wie man dessen reformierten Prädikanten aus dem Amte jagte, wanderte Paracelsus nach Innsbruck, Schwaz, Sterzing. Rückkehr aus der Einöd in die Welt, Vertauschen der Lumpen mit «Ehr und Gut», Abkehr vom Kapitel des «in andere Händel Fallens» mit Rückkehr zur Arzneikunst und Abfassung der klassischen Gewerbehygiene und dem Kompendium über die Pest. Weiter südwärts ging's: «über das Penser Joch lauffen», nach Meran und durchs Veltlin, dessen Weine und Klima in den tartarischen Schriften gerühmt werden. Das Valtellina gehörte damals mit Cläven, Sondrio, Tirano, Bormio bis zum Alpenwall südlich der Adda zu den Drei Bünden (Graubünden). Erst 1798 diktierte es Napoleon der Cisalpinischen Republik zu. Noch heute haben die Bündner diesen Verlust nicht verschmerzt und sollen – wie ein Scherzwort sagt – das Veltlin literweise zurückzutrinken versuchen. Von Tirano ritt Hohenheim – denn wieder hatte er Ehr und Gut gewonnen – durchs Puschlav über die Bernina nach St. Moritz, wo er den Sauerbrunnen untersuchte, den er 1538 im 16. Kapitel seiner letzten Tartarusarbeit als solchen erstmalig beschrieben hat. Heute trägt die sogenannte zweite Quelle den Namen Paracelsusquelle. Sie wurde 1570 vom Inn verschüttet und erst 1853 wieder freigelegt und neu gefaßt.

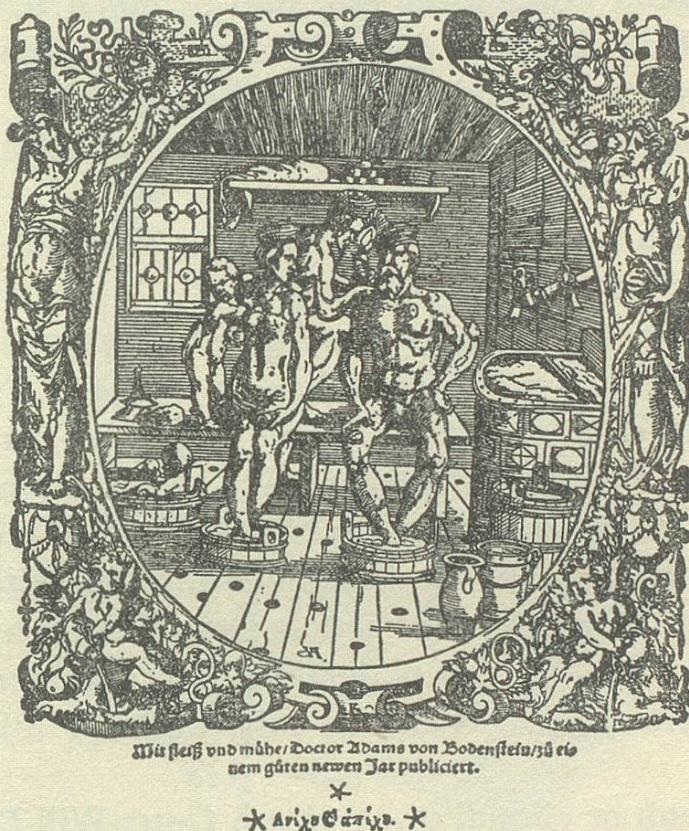
Unter den Bergpässen, auf denen Paracelsus Erfrierungen usw. studierte, erwähnt er auch das Oelbli. Also ging es von St. Moritz beim jetzigen Punt (Innbrücke) über den Albula nach Tiefenkastel, Lenzerheide, Chur ins Oberrheintal dem Schwäbischen Meer entgegen. Doch zuvor machte er Rast und Halt im Bad Pfäfers, wohin ihn der Gnädige Herr Fürstabt Johann Jakob Russinger berufen hatte. Hier schließt sich unser Ostschweizer Zirkel, von dem sehr viele Radien erster Dignität in das Paracelsische Denken und Wirken einstrahlen, so daß sie auch hier skizziert zu werden verdienten, zumal sie eine Ergänzung zum letztjährigen Artikel sind.

Im August 1535 ist Paracelsus in Pfäfers Guest des Abtes Russinger, der aus Rapperswil stammte und seit 1517 diesem uralten gefürsteten Gotteshause vorstand. Russinger war ein zeitaufgeschlossener Mann und stand in engen Beziehungen zu Ulrich Zwingli, den er wohl als Leutpriester von Glarus kennen gelernt hatte. Zwingli sandte im Sommer 1523 auch Ulrich von Hutten nach Pfäfers, dem allerdings die dortigen Bäder keine Hilfe mehr schaffen konnten. Abt Russinger schloß sich in der Folge immer enger an Zwingli und seine Bewegung an. Als aber 1531 bei Kappel die Entscheidung zugunsten der Altgläubigen gefallen und damit das Übergewicht der katholischen Orte im Sarganserland gesichert war, sah sich der Abt vor die Wahl gestellt, entweder auf die Abtei zu verzichten oder zum alten Glauben zurückzukehren. Er wählte das letztere und konnte sich so in Pfäfers behaupten. Zu diesem Manne kam Paracelsus im Sommer 1535. Nach einer Version war er von ihm berufen worden. Jedenfalls war er hochwillkommen; denn gerade Abt Russinger hatte für die von einem Klosterjäger vor mehreren Jahrhunderten in der Taminaschlucht entdeckten heißen Quellen eine besondere Vorliebe, zumal er viel an Stoffwechselstörungen litt, wie aus dem Paracel-

sischen Konsilium hervorgeht. (Theologen haben aus dem Con-silium fälschlicherweise ein Con-cilium gemacht, wie auch aus der fremden Handschrift am Anfang unseres St.Galler Faksimiles hervorgeht, obwohl ein ärztliches Kon-silium mit einem Konzil der Theologen nichts zu tun hat.) 1543 ließ der Abt Russinger einen neuen, bequemeren Weg in die gewaltige Taminaschlucht bauen, deren hinterer Teil bekanntlich auch heute noch nicht erschlossen ist, im Gegensatz zur Aareschlucht, welche die Privatinitiative in ihrer ganzen Länge passierbar gemacht hat, was auch für die Taminaschlucht wünschenswert wäre. Der «Russingerweg» wurde damals viel bewundert. Auch legte der initiative Abt dem Hohenheimer nahe, sich eingehender mit der Beschaffenheit der heilkräftigen Thermen zu befassen, wofür ja Paracelsus bereits Spezialarbeiten abgefaßt hatte (1525). In Pfäfers verfaßte er seine «Beschrybung von des Bads Pfeffers, in Oberschwytz gelegen, Tugenden Krefften, vnd würckungen, Vrsprung vnd härkommen, Regiment vnd Ordinantz». Die Vorrede dieses ersten Pfäferser Bäderbüchleins ist datiert vom «letsten tag Augusti» und dem «Hochwirdigen Fürsten vnd Herrn H. Joann Jacob Russinger, Abtte des Fürstlichen Gottshuß zuo Pfeffers, minem Genedigen Herren» gewidmet. Das Originallibell, das die Badeverwaltung wahrscheinlich in Zürich immer wieder neu drucken ließ ohne Angabe des Druckortes, ist kaum 20 Seiten stark. Es ist in unserem VI. Zollikofer-Band nach der Straßburger Ausgabe, Seiten 268–274, faksimiliert (nicht Seite 243, wie das Inhaltsverzeichnis angibt). Was diesem Büchlein ein besonderes Gepräge gibt, ist das sprachliche Gewand, das sich stark dem schweizerischen Dialekt nähert. Interessanterweise ist das in der Schweiz gedruckte Libell stärker dialektisch gefärbt als das Traktat in den beiden Huser-Ausgaben. Hier ließen sich wertvolle philologische Studien machen über die Abänderungen der deut-

schen Kopisten. Von diesem Standpunkt aus hat die Pfäferser Original-Badeschrift wiederum eine einzigartige Dignität, die noch nie ausgewertet wurde. Auch stellt sie eine sogenannte Paracelsus-Inkunabel dar, das heißt eines der wenigen Schriftwerke, die *intra vitam Paracelsi* gedruckt wurden. Der Name des hochberühmten Arztes war übrigens für Pfäfers eine beste Empfehlung, dessen Abt Russinger trotz steter Kränklichkeit den Hohenheimer um acht Jahre überlebte. Er starb erst am 9. März 1549, während der Tod den ruh- und rastlosen Wanderer Paracelsus am 24. September 1541 in Salzburg, wohin ihn der Wittelsbacher Bistumsverweser Ernst von Bayern berufen hatte, ereilte. Die Legende von einem gewaltsamen Tode durch Neider und Widersacher gehört ins Reich der Märchen. Denn Paracelsus starb, früh gealtert, wie die Hirschvogelstiche der Jahre 1538 und 1540 dokumentieren, als Opfer seiner chemischen Kuchen infolge Vergiftung durch Hg. Dämpfe an Leber- und Nierenschrumpfungen mit Ascites, wie er in einem Briefe selbst kurz vor seinem Ableben bezeugt. Auch habe ich mehrfach in Salzburg ein kurz nach seinem Tode gemaltes Ölporträt gesehen, das sein charakteristisches Gesicht ikterisch-gelb und kachektisch verfallen darstellt, so daß an dieser Diagnose kein Zweifel sein kann. Erst 48 Jahre alt, hinterließ uns dieser schweizerdeutsche Genius ein Geisteserbe, das noch lange nicht ausgeschöpft ist. Harren doch noch weit über tausend Folioseiten nur theologischer Schriften der Erstedition durch Prof. Goldammer in Marburg a. d. L., der das Erbe von Mathießen und Prof. Bornkamm in Leipzig angetreten hat. Die Edition dieser Schriften begegnet geringeren Schwierigkeiten als die der naturwissenschaftlichen, medizinischen und philosophischen, weil in der Theologie die Termini schon vorhanden, während sie in den übrigen Disziplinen erst zu formen waren. Die theologischen Handschriften Hohen-

heims wurden heimlich immer wieder kopiert trotz dem großen Autodafé in Düsseldorf. Huser wagte sie seinerzeit aus begreiflichen Gründen nicht seiner Gesamtedition einzugliedern. Der zweite Weltkrieg hat verschiedene von ihnen vernichtet. Doch wurden kürzlich auch wieder neue aufgefunden im Waisenhaus von Halle, wie mir Prof. Goldammer kürzlich mitgeteilt hat. Auch in unseren Bibliotheken schlummern noch einige Handschriften-Kopien echt Paracelsischer Abkunft, wie in Luzern, Bern, Zürich usw., die einer Sichtung und Veröffentlichung, zum Beispiel in den «Nova Acta Paracelsica» der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft, bedürfen.



Holzschnitt auf Titelseite Paracelsi «Bäderbüchlein», Drittdruck 1565, von Jost Ammann